

Zeitschrift: Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz

Herausgeber: Franz Otto Schmid

Band: 3 (1908-1909)

Heft: 9

Artikel: Conrad Ferdinand Meyer in Gottfried Kellers Briefwechsel mit Theodor Storm

Autor: Dolder, M.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-747978>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 13.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Und niemals mehr erklingt ein Wort
Von deiner Stimme hold belebt:
Dein Sein ist ein verwunschener Hort,
Den keine Menschenhand mehr hebt.

Der Rosenstrauch am Grabe nur
Brennt Jahr für Jahr in roter Pracht,
Als wäre deines Wesens Spur
In seinen Blumen neuerwacht.

Sie blühen auf deinem stillen Haus
In sonnenwarmer Frühlingsluft
Und hauchen deine Seele aus
Mit ihrem träumerischen Duft.



Conrad Ferdinand Meyer in Gottfried Kellers Briefwechsel mit Theodor Storm.

Von Dr. M. Dolder.

Wir alle wissen, was die deutsche Literatur dem Zusammenwirken Goethes und Schillers zu verdanken hat. Beide haben sie sich stark beeinflusst und zu neuem Schaffen angeregt. Goethe sagt selbst, daß er ohne die Aufforderung Schillers sich kaum zu einer neuen Bearbeitung des „Faust“ entschlossen hätte; Schiller wiederum hat den Ratschlägen Goethes bei Ausführung seiner Dramen nicht wenig zu verdanken. Sie ergänzten sich gegenseitig, wie auch aus dem Briefwechsel zwischen den beiden hervorgeht.

Dieser Briefwechsel steht in der Tat einzig da in der gesamten Weltliteratur — ein bleibendes Denkmal der geistigen und sittlichen Größe der beiden Dichtersfürsten. War es nur persönliche Sympathie, die Goethe und Schiller zusammenführte? Nein, es waren vor allem die höheren geistigen Interessen, die sie miteinander verbanden, in dem Maße, daß schließlich keiner den andern mehr entbehren konnte und wollte.

Die Literatur des 19. Jahrhunderts ist nicht reich an solchen Beispielen, am wenigsten vielleicht unsere freilich noch junge deutschschweizerische Literatur. Wie war es nur möglich, daß jahrelang die

beiden bedeutendsten Dichter der deutschen Schweiz, Gottfried Keller und Conrad Ferdinand Meyer nebeneinander leben konnten, ohne sich persönlich und geistig näherzutreten? Die Antwort darauf gibt uns vielleicht am besten der Gottfried Keller=Stormsche Briefwechsel, dem wir die wichtigsten Stellen über Kellers Verhältnis zu C. F. Meyer entnommen haben. Wir geben hiermit den beiden Freunden, Keller und Storm, selbst das Wort:

Storm (28. XI. 1881): „. . . Aus Ihren Briefen spricht doch ein gewisser — wie soll ich sagen? — Menschenmangel. Ist C. F. Meyer, der Verfasser des „Heiligen“, nicht ein Zürcher? Der Mann gefällt mir wohl; auch sein Lehtes, „Das Brigittchen von Trogen“. (Trägt jetzt die Überschrift „Plautus im Nonnenkloster“.)

Keller (29. XII. 1881): „. . . Ferdinand Meyer, von dem Sie schreiben, ist allerdings ein Zürcher. Er wohnt eine Stunde weiter aufwärts am See und ist 56 Jahre alt, hat vor wenigen Jahren erst geheiratet und ist für mich zum persönlichen Verkehr nicht geeignet. — Meyers Bedeutung liegt in seinen Lyrischen und halb epischen Gedichten. Wenn er sie einmal sammelt, so wird es wahrscheinlich das formal schönste Gedichtbuch sein, das seit Dezennien erschienen ist.“

Storm (3. I. 1882): „. . . Von C. F. Meyer sah ich nur ein kaltes, klangloses Gedicht „Einer Toten“ in Avenarii „Lyrik der Gegenwart seit 1850“.

(20. IV. 1882): „. . . Was ich noch sagen wollte — erzählen Sie mir in Ihrem nächsten Briefe doch auch wieder ein wenig von Ferdinand Meyer. Daß so viel und andererseits so wenig an und in einem Menschen sein kann, ist mir einerseits widerwärtig, andererseits geht es mir nach wie eine Kuriosität. Was er lehtthin in der „Rundschau“ hatte, war wieder recht respektabel.“ (Bezieht sich auf Adolf Freys Anzeige von „Huttens letzten Tagen“ mit Proben aus der Dichtung, sowie Meyers Novelle „Das Brigittchen von Trogen“.)

Keller (5. VI. 1882): „. . . Ferdinand Meyer redigiert jetzt seine gesammelten Gedichte oder Dichtungen; ich sende Ihnen heute eine kleine Probe seiner Lyrischen Art mit, in einem Büchelchen, das von bettelnden Damen veranstaltet wurde, und an dessen geschmacklosem Titel namentlich wir keine Schuld tragen. Die von mir darin enthaltenen ungefügten Verse sind Ihnen schon bekannt. An Meyers Versen aber wird Ihnen gleich der ungewohnt schöne und körnige Ton auffallen. Es ist ewig schade, daß er mir für den persönlichen Umgang verloren ist. Allein ich bin in diesem Punkte starr und intractable. Sobald ich am Menschen dieses unnötige Wesen und Sich=mausig=machen bemerke, so lasse ich ihn laufen. Das psychologische Geheimnis ist indessen nicht

sehr tief, nur hilft es nichts, dasselbe zu erörtern, und der Mann ist mir auch für eine solche Sektion denn doch zu gut.“

Storm (22. XII. 1882) „. . . Also will ich Ihnen lieber erzählen, daß ich mir C. F. Meyers Gedichte und, um ihn nach Gebühr zu ehren, auch seinen „Jürg Jenatsch“ zu Weihnacht geschenkt habe. Letzteren habe ich noch nicht, in ersterem aber schon manches und mit rechter Freude gelesen, auch wiederholt schon vorgelesen, wozu sich die Sachen, wie Sie schon schrieben, teilweise besonders eignen. So von dem Wenigen, was ich noch gelesen, „Das Münster“, „Der Hengert“, „Erntegewitter“; es wird sich noch manches finden. Wenn Sie aber früher meinten, der Band werde eins der formell schönsten Liederbücher werden, so werden Sie jetzt, wo es vorliegt, wohl anders denken: Ein Lyriker ist er nicht; dazu fehlt ihm der unmittelbare, mit sich fortreißende Ausdruck der Empfindung, oder auch wohl die unmittelbare Empfindung selbst. Sie muß bei ihm erst den Weg durch den Stoff nehmen, dann tritt sie oft überraschend zutage, so in dem Gedichte „Die gezeichnete Stirn“, auch trefflich zum Vorlesen. Mich freut der Besitz dieses Buches, man hat doch einmal wieder etwas in der Hand, was bei einer Gedichtsammlung lange nicht der Fall gewesen ist.“

Keller (5. I. 1883): „. . . Mit dem Liederbuch von C. F. Meyer haben Sie wohl recht, nur habe ich den Ausdruck jedenfalls aus Versehen, d. h. nicht im ausdrücklichen Sinne gebraucht. Der „Jenatsch“ wird Ihnen gewiß gefallen. Dem famosen Stoff ist alle Ehre angetan, bis auf den dämonischen Ritt der rächenden Mörder an dem Fastnachtstage durch das ganze Land, welcher nicht zur Anschauung kommt, und bis auf den unweiblichen Beilieb des Frauenzimmers am Schlusse. Die Überlieferung sagt zwar neben dem historischen Teil von etwas dergleichen; allein dort ist nicht die Rede von einer Geliebten, die zugleich ein zartes Fräulein ist, sondern bloß von einer derben Bluträherin aus dem Gebirge, die den Mann kaum gekannt hat.“

Storm (13. III. 1883): „. . . Den „Jenatsch“ erhielt ich neulich von meinem Tostlunder Amtsrichter, dem ich ihn vor dem Selbstlesen geschickt hatte, zurück. „Ich beneide dich um den Genuß,“ schrieb er, „der dir noch bevorsteht, wenn er in seiner dunkelglühenden Majestät auf mächtigem historischem Schauplatz an dir vorüberschreiten wird.“ Besonders imponiert hat ihm die Szene mit dem spanischen Statthalter in Mailand; nur das Ende gefällt ihm nicht.

Nun habe auch ich das Buch in der Familie gelesen und sage auch: eine grandiose Leistung, vorbehaltlich — wie ja jeder fühlen muß, des Schlusses. Der ganze äußerliche Apparat mit dem Karnevalsären ist mir schon zu gekünstelt für eine Schlussszene, die zu dieser Geschichte

notwendig groß und einfach verlaufen muß. Dann, abgesehen von der Roheit dieser richtigen Fleischhauertat gegen den blutend zu Boden Liegenden, mutet uns der Verfasser, nachdem er die Rächerpflicht mehrmals etwas kühl in der Heldin hat auftauchen lassen, auch noch zu, ein anderes Motiv damit zu kombinieren: das der Liebe, welche den Geliebten, da es nun einmal zu Ende muß, wenigstens von eigener Hand und nicht von Mörderfaust will sterben lassen. — Der Verfasser hat sich hier offenbar zwischen dem (nach Ihrer Mitteilung) Gegebenen und seiner eigenen Umbildung desselben in der Klemme befunden. Trotzdem ist es für mich weitaus sein Bestes; aber es kommt dem Dichter auch nicht immer, vielmehr recht selten, ein so ihm mundgerechter Stoff. Man müßte ihm sagen, er müsse einen bessern Schluß schaffen; es ist zu schade um das schöne Werk. — „Die Gedichte sind mächtig“, schreibt mein kritischer Filius; ich hab ihm geschrieben, er soll sie nochmals lesen. Richtig ist, daß man in vielen, vielleicht der Mehrzahl, noch die Arbeit fühlt. Aber, trotzdem. — In dem Abschnitt, er ist ja wohl „Liebe“ betitelt (das Buch ist noch in Tostlund), habe ich das meiste mir zusagende gefunden.“

Keller (9. VI. 1884) „... Unser Ferdinand Meyer schreibt gegenwärtig eine Novelle aus Karls des Großen Zeit („Die Richterin“). Daß Ihnen sein „Zenatsch“ Eindruck gemacht, ist sehr in der Ordnung; es ist aber auch ein außerordentlich famoses Sujet. Der Beisatz der Dame am Schlusse ist mir auch widerwärtig; er beruht auch nur auf einer unwahren Volkstradition, die zudem kein Wort von einer Liebesgeschichte sagt und außerdem ein halb rohes, naturwüchsiges Gebirgsweib voraussetzt, wie auch die Sage sie im Kriege sich mit raufen läßt. Allein Meyer hat eine Schwäche für solche einzelne Brutalitäten und Todschläge. Wenn er so was hört oder liest, so sagt er: vortrefflich! So hat jeder seinen Zopf!“

